

Der Flieger.

Der gegenwärtige Krieg ist vor allem eine beispiellose Massenaktion. Millionen, die größten Kulturböller sieben sich geschlossen bis zum letzten Mann massenstapelnd, vernichtend gegenüber. Hinter dem Massenbeere der Front steht das noch größere Massenbeere der Heimat, dessen restloses Aufgehen in der Kriegswirtschaft die Basis der aktiven Kriegshandlung bildet. Masse gegen Masse. Das Persönliche, selbst das Heldenhafte, geht in der Einheit der Masse unter, wird zur strengsten Sachlichkeit. Die kühnsten Taten des einzelnen verfliegen in diesem furchtbaren Weltkampf wie der schäumende Wellenschlag in wilder Meeresbrandung.

Nur einer, den der technische Fortschritt am meisten begünstigte und emporhob, ragt weit sichtbar aus der einsörmigen, feldgrauen Allgemeinheit hervor: der Flieger! Die Frage ist am Plage, was der Weltkrieg wohl ohne das moderne Flugwesen wäre. Sicher hätte der Krieg andere Formen angenommen, wäre vielleicht schon abgeschlossen. Der Flieger aber ermöglichte zum guten Teil dem Kriege die immer tiefer werdende Tiefe, Breite und Dauer; er ist der suchende, vollführende Kern, das in alle geheimnisvollen Vorbereitungen des Gegners dringende Seherauge der eigenen Armee. Wer einmal an den verschiedenen Frontteilen, in verschiedenen Kampfstadien, sei es in der Vorbereitung, in der Durchführung eines großen Angriffs oder im ruhigen Stellungskampf, die revolutionierende Tätigkeit der Flieger zu beobachten Gelegenheit hatte, der erkennt mit wachsendem Staunen die Bedeutung der Flugtechnik für die heutige Kriegführung.

Die zum Flugplatz hergerichtete Wiese wird von drei Seiten umrahmt von mächtigen Notannen und breitkronigen Laubbäumen. Die natürliche Lage der Wiese ist für ihren Zweck als Fliegerstation so günstig, daß sie dafür wie geschaffen erscheint: von Norden, Westen und Süden geschützt gegen die gefährlichen Winde des erlundenden Gegners, gen Osten freie, ebene Ausfahrt. . . Raum steigt im Osten die warme Morgensonne in die Höhe, von den Blättern und Gräsern Myriaden funkelnder Taustropfen lösend, da herrscht auf dem Platz der Flieger, in den hohen Holzhallen und Zelten schon regler Betrieb. Monteure, Mannschaften eilen hin und her, schleppen von allen Seiten Material herbei, prüfen überall, hämmern, feilen, legen die Apparate für das Tagewerk insandt. Junge, schlaffe Offiziere erscheinen, gehen von einem Raum zum andern, geben Befehle, untersuchen die wichtigsten Glieder der noch ruhenden Eisenbögel. Motor, Röhre und Seilinstrumente, Maschinengewehr in bester Ordnung — alles zum Fluge bereit.

Der erste große Doppeldecker wird auf die Wiese befördert; ein zweiter folgt. Dann ein Fokker; noch einer und noch mehr der beiden Arten. Wald steht ein kleines gemächtes Geschwader im freien, begierig die starken Flügel zur großen Fahrt redend. Den Doppeldecker an der Spitze erklettert flint ein Offizier, dessen blaues marianes Gesicht sich von dem Schwarz der Uniform hervorhebend abhebt. Der Motor läuft furend an, der Propeller schwingt durch die Luft, wird zur rotierenden Scheibe. Ein kurzer Anlauf über den grünen Plan, der Flieger schüttelt die Erdbastigkeit ab, steigt mit der Sicherheit des Adlerflugs in den laurischen Morgen. Zu Häupten der ausblickenden Flugleute befährt er einige scharfe Kurven. Silber glänzt der in fernigem Raß singende Apparat in der Morgensonne. Inzwischen stehen die übrigen gleichfalls fahrtbereit. Einer nach dem andern tanzt beselig über die Wiese, schwebt, steuert sicher in die Höhe. Hinter dem Wäldchen sammelt sich der Schwarm. Als der letzte hoch ist, lenken sie westlich, dem Offenstügelgebiet zu. Des Gegners Spähflieger machen sich den selten klaren Morgen zumute, nahen in großer Zahl unserer Linien. Dies Unternehmen gilt es nach Kräften zu vereiteln. Nun fliegen die kampfbereiten Vögel schon in weiter Ferne, versinken in dem reinen Blau zu winzigen weißen Pünktchen und ihr Gesang gleicht dem gebämpften Hummelton.

Zur Offenstügelgebiet. In der Frühe des Morgens kommen die englisch-französischen Piloten wie Dorschenschwärme gestiegen. Abschnittsweise beobachten, sondieren sie das Kampfbereich. Jede Veränderung der letzten Nacht sucht der witzbegierige Seher zu erforschen, in der Karte allergrößten Maßstabes zu vermerken, auf die photographische Platte zu bannen und, wenn nötig, der Station sofort telegraphische Meldung zu machen. Jedes Grabenfeld, erste, zweite, dritte Linie nimmt er unter die scharfe Lupe, die Bewegung jedes Soldaten ist ihm sichtbar, neue Anlagen entdeckt er schnell und sicher. Auf das dicke Strohen- und Wegeheney verwendet er größte Aufmerksamkeit, selbst Fußpfade dritter Ordnung entdecken ihm nicht. Mit besonderer Vorliebe und gesteigertem Interesse wendet der Lustkämpfer sich der Artillerie zu. Den Standort jeder Batterie, jedes Geschüzes griffelt er in die Karte. . . . Aber das verwüstete Gelände scheint in der Tat wie ausgestorben. Kein Mann weit und

breit sichtbar, in den Gräben ist's regungslos geworden. Die Artillerie feuert höchst vorsichtige Einzelschüsse oder schweigt ganz. Lautes Geknurre erfüllt die Luft. Die Abwehrgeschütze ballern unaufhörlich und die ratternden Maschinengewehre ziehen lange Gedankenstriche dazwischen. Der Kampf in der Luft wogt hin und her. Der weicht aus, jener stößt energisch vor. Dort sind zwei hart aneinander geraten. Die Maschinengewehre arbeiten wie wild, rasend fliegen die Kampfhähne hin und her. Ein dritter furt herbei und stört das Gleichgewicht. Da weicht der einzelne aus. Die Schrapnell, deren weißes Gewöl das Himmelsblau dicht belagert, haben wenig Glück. Des öfteren geht ein Schuß ganz nahe an den geschickt ausweichenden Flieger. Jeder starrt gespannt auf das Schauspiel und denkt: der muß gefessen haben. Und doch ging's ins Blaue. Ein dichter Kranz blitzender Schüsse legt sich um den einen; er scheint verloren. Aber der Bedrohte windet sich schnell und unterläßt auf dem Kreise des Todes. Der große Raum bietet dem relativ winzigen beschleunigten Punkt vorteilhafte Ausweichmöglichkeiten und der Schütze hat nur geringes, jede Sekunde wechselndes Ziel. . . .

Uniere Kolonne marschiert den staubigen Waldweg entlang, den sie schon so oft ohne Gefahr passierte. Auch andere Kolonnen, Artillerie, Infanterie, Train usw. benützen arglos die Straße. Hoch oben in der Luft die üblichen Fliegerkämpfe. Man blüht einmal hinauf zu den rastlosen Kämpfern, sieht schon fast gleichgültig dem Toben zu: Laß die sich schlagen, du hast andere Schmerzen. Da heftet sich ein Flieger an unsere Sohlen, kreist über dem Waldweg, verläßt uns nicht mehr. Wir lagern in dem blumigen Grund, damit es bis zum letzten Vormarsch noch dunkler werde. Der Flieger bleibt beharrlich. Eben ist die Straße dicht bebüffert. Drei Leuchtkegelchen entfallen dem Apparat, purzeln durch die klare Frühsabendluft. Einige von uns werden argwöhnlich: „Nanu — gibt das was Zeichen? . . .“ Wir wollen nun in kleinen Gruppen den Wegrest zurücklegen. In dem Augenblick kommt die erste Granate angelodet, sitzt etwa fünf Meter vom Wegrand auf der Höhe vor uns. Ein Artilleriegeschütz, vier Pferde und vier Mann, wägen sich verblutend im Staube. Unbekendliche Aufregung. Eine Abteilung bayerischer Infanterie staut sich mit uns vor der Höhe. Der junge Leutnant kommandiert entschlossen: „Lauffritt — marsch — marsch! — Wir müssen durch!“ Und alles beginnt wie befehlen zu räumen. An den heisenden Sanitätären, den röhelnden Pferden vorbei. Eine erstickende Staubwolke umhüllt uns — aber man läuft, so lange die zitternden Beine noch können. Nur müssen wir wirklich „durch“ sein, denn hinter uns krachen zwei Einschläge. Immer weiter — immer weiter, die Wände streut,“ ermuntert ein Infanterist. „Diese gottverdammtlichen Flieger!“ Die vordersten gehen wieder langsamen Schritt, holen einige ruhige Atemzüge. Das Pionierdepot ist erreicht; hier sammelt sich alles. Die Straße liegt unter regelrechtm Zielfeuer. Bei allem Unglück war es doch noch prächtiges Glück, daß es für diesmal mit dem einen getroffenen Wagen genug war. Und das war des Fliegers Leistung. . . .

Seit mehreren Tagen sehen wir schon, wie sich eine Batterie hinter unserem Grabenfeld, das wir zu einer kunstgerechten Erdfestung ausbauten, eingräßt. Die äußersten Vorsichtsmaßregeln sind getroffen; die frische Erde wird sorgfältig abgedekt, daß sie grau wie die Umgebung ist. Eines Tages begann sie zu schiefen. Draußen hat man natürlich durch Messung von Abschussfall und Einschlag die Entfernung des Gegners konstatiert. Dann erscheint der Flieger und sucht aufs Haar den Punkt, wo der Wäldchen steht. Das Vernichtungsgeschütz, durch den Flieger obendrein sicher gelenkt, wird alsbald eröffnet. Salven um Salven heulen über uns hinweg, prasseln erbarmungslos auf die Batteriefliegung. Mit halbeschmettertem Mute versetzt man sich in die Lage der Artilleristen. Das geht so eine gute Stunde. Mehrere hundert Scherere gingen bernieder. Draußen müssen sie wahrhaftig Leberstich an Munition besitzen. Mit einem Schlage hört die feste Kanonade auf; glaubt man, den Gegner ausgelastet zu haben? Der Flieger hat vorher abgedreht. Trotzdem vieles eingebredt wurde, erteilt die deutsche Batterie pflichtschuldigst die Antwort. Im Wäldchen des Abends schleichen wir an der Batterie vorbei; der Platz ist nicht wiederzuerkennen, man muß durch tiefe Löcher und aufgestürzte Erdmassen klettern. . . .

Ein deutscher Späher legt bedächtig über den feindlichen Linien. Das duldet der Gegner nicht. Zunächst treten die Abwehrgeschütze in Funktion. Zwei, drei Abwehrrer ziehen gegen den Eindringling los. Der ungleiche Kampf entbrennt. Der Deutsche gerät in das Kreuzfeuer der Maschinengewehre. Da gibt's wohl kein Entrinnen mehr. Jetzt umkreisen sie ihn; so gut wie verloren. Und siehe da! Er fällt! Mit rasender Schnelligkeit fährt er zur Erde, schlägt Burzelsäumen und Wäder, der Stürzende funkelt in dem Sonnenlicht wie tausendfältig geschliffener Diamant. „Oh — er fällt, fällt — ist verloren — ganz sicher. . . . Sieh doch, wie fürchtbar schnell das geht. Schade — wie schade!“ Mit einem Male bekommt der Stürzende

wieder Halt, fährt, als wäre nichts gewesen, in östlicher Richtung davon. Man ist sprachlos. Also ein kühnes Täuschungsmanöver. Die drei Angreifer hoch oben fahren westlich, der wagetmütige Sturzflieger östlich. Für heute ist's genug. . . .

Die Schatten des Abends senken sich auf die Erde. Das Gros der Flieger kehrt dann heim. Die den Weg zur Station nicht sicher finden können, lassen Leuchtsignale fahren; die Station antwortet, die Verbindung ist hergestellt. Nach einigem hin und her landen sie alle wieder auf den verborgenen Plätzen und verschwinden in den Hallen und Zelten. (x) F. P.

Kleines Feuilleton.

Aphorismen von Christian Morgenstern.

Wie im Vorjahre, so geben auch heuer die Münchener Verleger einen gemeinamen Weihnachtsalmanach heraus, dem sie durch die Veröffentlichung noch unbekannter Beiträge von hervorragenden Dichtern und Schriftstellern einen besonderen Reiz und Wert verleihen. In dem diesjährigen Almanach dürften vor allem die feinen und tief durchdachten Aphorismen des früh verstorbenen Christian Morgenstern interessieren, der sich sowohl durch seine Gelegenlieder und deren Nachfolger, wie auch durch seine ernste April einen großen Verehrerkreis erworben hat. Wir können einige dieser Aphorismen schon heute mitteilen:

„Meine Liebe sind allein die großen Urbedingten, die Glück oder Tod bringen, die sich vor allem bringen, mit ihrem Geschick, ihrer Wertigkeit und ihrem ethischen Pathos, die den unbedingbaren Sinn für Größe besitzen, eine tiefe unauslöschliche Liebe zu dem, für welches sie geboren sind. Und mein Haß: die Geschmacker, die Reaktionsler, die „Tölpel jeder Stimmung“ — die quelligen Weseten, die stupenden Magister — all dieses unproduktive und anmaßende Volk, das die Mode von heute ist, wo unser innerstes Leben nach Stil dürstet, nach Kultur, nach Ernst, nach Kraft, nach Männern, nach Willen und noch einmal nach dem ethischen Pathos eines Nietzsche, eines Dostojewski, eines Lagarde, eines Tolstoi.“

„Glück? Sollst Du Glück haben? Wünsche ich Dir auch nur eine Spur von Glück — wenn sie nicht Deinen Wert erhöhte? Wer! Wünsche ich Dir.“

„Es ist gut, sich manchmal zu sagen: in jedem Augenblick leidet jemand unendlich. Aber auch das Gegenteil komme zum Bewußtsein: kein Augenblick ohne ein Ja aus tiefer Tiefe.“

„Ein vorläufiger kritischer Gedankenstrich: daß man über ein gewisses Maß hinaus nichts wissen könne, verwandelt sich unvermerkt in das Postulat, niemand habe außer den „nur einmal festgestellten“ Grenzen etwas zu suchen. Man sühlt sich vor solchen Dogmatismen an das Gebahren kleiner Kaufleute erinnert, die von einer Ware, die sie nicht führen, erklären, es gäbe diese Ware überhaupt nicht.“

„Innere Zeit, welche die interessanten „Aberglauben“ früherer Zeitalter selbstbewußt entwertet, ist selbst nur weniger interessant, keineswegs weniger abergläubisch, und wird einst ungleich anderer Rücksicht der Betrachtung bedürfen, wenn spätere Geschlechter eingesehen haben werden, daß dem Menschen, unbekannt aller begreiflichen und jeweils sogar notwendigen Vordergrundspunkten, als letzte Hintergrundsstimmung doch nur eines ziemt: bei Gott sein Ding für unmöglich halten.“

Europa ist nicht überbevölkert.

Zu diesem Ergebnis kam der Präsident der österreichischen Statistischen Zentralkommission, Hofrat Mataja in einem in Wien gehaltenen Vortrag. Die Bevölkerung Europas war mit Beginn des neunzehnten Jahrhunderts bis zum Jahr 1910 von 180 Millionen auf fast 450 Millionen gestiegen. Die Mittel zur Befriedigung der Bedürfnisse sind aber noch stärker gestiegen, die Lebenshaltung hat sich sehr gehoben. Aus den Kriegserfahrungen wird geschlossen, daß vorher der Verbrauch über das physiologisch Notwendige hinausging. (Frägt sich nur, ob bei allen!) Kapital und „Rationalvermögen“ sind ungleich stärker als die Volkszahl gestiegen. Von Arbeiterüberfluß ist keine Rede und trotzdem hatten wir periodisch Krisen und Arbeitslosigkeit. Die Sterblichkeit ging zurück, ebenso die Auswanderung gerade aus den dichtbevölkerten Ländern, die mittlere Lebensdauer stieg. Allerdings kam die Anbaufläche nicht wesentlich erweitert werden und der Ertrag durch Ertragsteigerung wird immer schwieriger, aber der Weltverkehr gleicht das aus. Mataja sieht aber im ganzen keine Anzeichen einer Überbevölkerung. Die früher öfter geäußerte Ansicht, es müsse Krieg geben, um mit der Überbevölkerung aufzuräumen, ist ja ganz verstimmt. Und von der jetzigen Generation wird man sie auch nie wieder vernehmen.

Ums Menschentum.

Ein Schiller-Roman von Walter von Molo.

Ein Elebe stand vor Schiller und sagte freundlich, mit kühnen Augen im männlichen Antlitz:

„Sie brauchen keine peur (Furcht) zu aben, wir werden Ihnen die Studium leicht machen. Wir halten zusammen. Ich heiße den Scharffenstein und bin vom französischen Würtemberg, aus Kömpelgard. Der andre, was grad sprach, ist Dannecker, der Länger werden soll. Ein ausgedrehter Bursch.“

„Wollt ihr wohl arbeiten, elende Kaders!“ schrie der Aufseher. Eine Ohrfeige fiel irgenwo, junge Hände und Füße rumorten geschäftig, als wäre plötzlich ein Riesenschwert, durch jähren Stoff, in Gang geraten. Fritz Schiller war in des Herzogs Akademie eingetreten und half das Nachtgeschirr verräumen. Schon rief die Trompete zum Unterricht. —

„Hoben! Bist du wirklich? D. Hoben, mein Freund!“ Fritz Schiller rannte unbekümmert den Rangiersaal entlang und fiel dem überraschten Schulkameraden stürmisch um den Hals, derweil die andern spöttisch lachten. „Nun ist mir alles leicht, da ich dich wieder hab!“ Und er küßte ihn heiß.

„Man trete auseinander!“ befahl einer der Unteroffiziere und griff nach Schillers Kopf. „Geda! Er Neuer! Warum ist Sein Kopfband um ein Stück länger, als es sein darf? Kennt Er noch nicht die Instruktionen? Man wird sie Ihm beibringen!“ Er lachte vielstehend und drohend.

„Der Herr Herzog!“ schrie Hauptmann von Seeger und stand mit blühenden Augen stramm. „Habet Acht! Stillgestanden!“ Eine Trommel ertönte im Hof.

Es war totensstill; Schillers Herz legte seinen hastigen Schlag aus. Befähigen, leuchtigen Ganges kam Karl Eugen mit einer schlanken, wohlgebackenen Dame am Arm. Wie eine gute Fee nahm sie sich im Lager des Kopf- und Gamaschenbestes aus. Sie ließ die freundlich-guten Augen, in denen der sentimentale Hauch ihres Jahrhunderts wohnte, auf den hochatmenden Jungen ruhen und sah mit Interesse die blühenden Burschenblide unter der aufgepöppelten Eifelte.

„Das ist die liebe Wirtin Franziska,“ flüsterte Scharffenstein. „Schauen Sie sich die gut an; sie ist ein angenehmer Moment im Hundedasein.“ Und er redete sich wohligh.

Karl Eugens Barometer stand auf guter Laune, wohlstimmt schritt er die Reihen ab und zwinkerte mit den Augen. Hier und da sprach er ein beifälliges Wort und der Abteilungsoffizier gab das Zeichen. Dann lachte man im Laft, bis Karl Eugens Miene „genug!“ sagte. Er kam immer näher, schon hörte Fritz Schiller mit größter Deutlichkeit die harten herzoglichen Abfäße durch die respektvolle Stille klappern. Er zitterte in seiner neuen Tracht und schämte sich ihrer. Hatte er Angst? Ja, jetzt wurde es ihm bewußt; so oft er den Herzog bisher gesehen hatte, im Ludwigsburger Schulbubenpalast oder anders, immer hatte er vor ihm Angst gehabt. Immer! Warum? Waren nicht alle so rechtlos wie er? Die andern zitterten nicht. Warum tat er's? Warum?

Das innere Zittern kam nicht von Gründen, es kam aus menschlichen Abgründen, in denen das wahre Wissen unterhüllt zur Tafel sah; das Wissen, daß der Zweitkampf zwischen dem Gliederherrscher und dem Geistesherrscher durchgefochten werden mußte. Die Hand bebte, daß der Degen an den Stulpsiefel schlug. Das gab entschlichen Lärm. Fritz Schiller ballte die Fäuste in bitterster Furcht und bekam vom Leutnant Ries einen bösen Stoß, weil er nicht vorschrittmäßig in der Haltung war.

„Scharffenstein!“ sagte der Herzog und blieb mit der Dame am Arm vor dem Esstisch stehen. „Sein Kollege, der Kemptff, hat mir in richtiger Erfassung seiner Sohnespflicht gemeldet, daß Er sich erfrecht hätte, über das Essen zu schmäheln, so man Ihm schenket, und daß Er nicht Lust hätte zum Soldatenstand, den ich Ihm bestimme?! Da hat Er, Undankbarer, dafür eine Maulschelle.“ Die linke Hand arbeitete pädagogisch. „Nicht gemuffet!“ Karl Eugen wandte sich an den Intendant: „dem Kemptff gebühret für seine Aufrichtigkeit ein Tringeld-doucour; er soll sich nicht umsonst zu uns bekannt haben. Und die nächste Frage, so die Abteilung hier schriftlich zu beantworten hat, ist das Thema: Welcher ist uns der Geringste? Das erziehet die Kerls zum Nachdenken und zeigt ihnen die innere Hohlheit auf. Wer unbescheiden und unerschämmt ist in seiner Antwort, bekommt den Karzer. Verstanden, messieurs?“

Steil ausgerichtet und bewegungslos standen die Reihen, durch die es wie Aufatmen ging, wenn der Herzog weiter schritt. Nun war er vor Schiller; der zitterte wie im Fieber und hätte weinen mögen, aus Schmerz über die triumphierende Schwäche, die sich vom Willen nicht zwingen ließ. „Das ist des Hauptmanns Schiller Sohn? Die Schön-

heit quälet ihn nicht! Schenkeln hat er, so dick wie die Waden, und rote Augen, wie ein überseefisches Karnickel! Schau einmal, Franzele!“ Karl Eugen peitschte mit den Wäden den Neuling aus. „Nicht! Er sich den Kermel-ausschlag,“ sagte er barsch, „es ist Staub drauf. Ja, dulde kein Schwein! Rote Haare hat Er? Die mag ich für mein Leben nicht. Er soll innerlich und äußerlich verbessert werden. Er ist zwar nicht von Adel, aber Wir verstaten es ihm aus ästhetischen Gründen: Puder! Er sich die Haare, damit ich die scheußliche Couleur nimmer seh.“ Franzele, regardier ihn; hat er nicht Ähnlichkeit mit deinem Papagei?“ Karl Eugen gab das Kommando zum Gelächter der Jünglinge, das häßlich rundum lief.

„Er ist ein armer Junge, der erst in die Welt wächst,“ sagte das „Franzele“ und empfand wieder einmal deutlich ihr eigenes Schicksal.

Sie griff nach der dunkeln tour de gorgo (Wisenstreifen), die den blendend weißen Hals drohend umschmeichelte. „man muß den jungen Herrn gut ahen.“ Nützlich sah sie das schamerglühende Anabenantlitz, dessen kühne Sterne steifgedrehte Locken umrahmten. Blutrot stand Schiller, in die Strammheit gezwungen und trug weinenden Stolz in den aufgerissenen Augen.

Karl Eugen nahm heftig die Hand vom Arme seiner Freundin; er sah sie böse und störrisch an. „Meint Sie vielleicht, man süssere die Purche nicht gut? Seh?“

„Wohin denkt mein bester Herzog?“ Mit zarten Fingern versicherte sie sich der fürstlichen Hand, die widerstrebte. Schelmisch und traurig lächelten die tiefblauen Augen im Gesichtsbval. „Fühle ich nicht die gnädigste Fürsorg am eigenen Leib? Ich meinte bloß, der Herr Vater müßte seiner dankbaren Gehilfin verstaten, die eigenen Söhne in Schutz zu nehmen; das ist so in jeder Familie.“

Mit befriedigter Selbstherrlichkeit sagte Karl Eugen: „Gut gemacht, mein Engle.“ Er tätschelte seiner Wirtin bleiche Hand und lachte im Gefühle des geruhigen Leibesbesitzes. „Furchdächle!“ — Er winkte mit erhobenem Zeigefinger, wie er seine Lafaien rief, dem Intendanten: „Schaft er Ruhe; ich will meinen Söhnen eine freudige Nouvelle (Nachricht) mitteilen. Deretwegen ich ihnen die Ehre meiner Gegenwart schenke.“

In guter Laune fing er mit den Zähnen das Ohrläppchen seiner Freundin. „Jetzt sag ich's ihnen!“ Gächlich zufrieden strich er ihren warmen runden Arm; sie mußte stets bereit zu seinem Genuße sein. (Fortf. folgt.)

